

Die Stadt-Gärtner

Küchengärten
Limmer



PACKEN AN: Thomas Köhler ist nicht nur für die Theorie zuständig, sondern arbeitet auch gern mit. Gerrit Tillner (28, kleines Foto) zieht seine eigenen Radieschen.



Die Stadt wird grüner: Urban Gardening, das gemeinsame Gärtnern in Stadtteilen, ist auch in Hannover ein Megatrend. Lebensmittelkandale tragen ihren Teil dazu bei, viele entdecken den Spaß daran, selbst zu pflanzen. Das Ganze hat allerdings auch einen sehr ernsten Hintergrund.

Ein Trend setzt sich fest: Mit Urban Gardening die Welt retten – und erst einmal die Stadt

VON PETRA RÜCKERL

HANNOVER. Radieschen auf Reisen – wer da an importiertes Gemüse aus Holland denkt, denkt in diesem Fall grundlegend falsch. Denn die Radieschen der Küchengärten Limmer, kurz Kügäli, reisen als Wandergärten höchstens innerhalb Hannovers herum, alles andere wäre klimafeindlich und irgendwie auch unleserlich. Die Kleinen

roten Gemüseknollen, die in Holzboxen auf mobilen Europaletten gedeihen, sind quasi der lebende Beweis, dass sich Gärtnern auch in der betonierten Stadt lohnt. Und sie stehen für eine Strategie, die sich in Abgrenzung zur Wachstumsgesellschaft entwickelt. Das Zauberwort heißt Urban Gardening, also gemeinschaftliches Gärtnern in der Stadt. Für den Diplom-Sozialwis-

senschaftler Thomas Köhler ist das so etwas wie die „Übung für den Ernstfall“.

Köhler ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am hannoverschen Pestel-Institut und Vereinsvorstand von Transition Town Hannover (TTH), das diese Gartenprojekte in Hannover organisiert und von Bund, Stadt und Region unterstützt wird. Transition Town steht für Wandel in der Stadt. Die Projekte sind vielfältig: Feste Gemeinschaftsgärten in Stadtteilen, in denen sogenannte Bürgerarbeiter Obst und Gemüse vorziehen und an denen sich jeder Interessierte beteiligen kann. Gärten wie der Kügäli, der vom Parkplatz des früheren Conti-Werks in diesem Jahr einfach die Seite zur Wunstorfer Straße 130 wechselte, als die Bagger dort anrollten – und der jetzt von einem Teil der 15 Bürgerarbeiter (eine Art Arbeitsbeschaffungsmaßnahme für Hartz-IV-Empfänger, bezahlt vom Bund) und fröhlichen Ehrenamtlichen beackert wird. Und weil alles klein anfängt und die lieben Kleinen früh lernen sollen, dass Selbstgezeugenes viel besser schmeckt, gibt es ein Schulgartennetzwerk mit Naschgärten, die die Mädchen und Jungen selbst bepflanzen, bewässern und wo sie die Früchte ernten können. Man fährt nicht mehr aufs Land zum Pflanzen, die Pflanzen erobern die Stadt. Ausgespart ist lediglich Profitdenken.

Was die Urban Gardener vom Laubepieper oder Balkoniegärtner unterscheidet, sind das gemeinschaftliche Arbeiten zum Teil völlig verschiedener Menschen und natürlich der Sinn hinter dieser Arbeit.

Auch für die Theorie ist Köhler zuständig. Klimawandel, Wirtschaftskrisen und endliche Energieressourcen würden die Städte bedrohen,

sagt er. Selbstversorgung, Respekt vor eigenen angebauten Lebensmitteln und vor allem ein gesundes Weniger in einer Überflussgesellschaft sollen die Städter auf Dauer widerstandsfähiger machen. „Diese Krisen und Schäden kann man nicht vollständig verhindern“, erklärt Köhler. Aber Urban Gardening sei eine „Super-Plattform, um anfangen zu können, die Welt zu retten“. Hauptansatz sei, diese Welt genügsamer zu machen, die Frage „Wie kommt man mit drastisch weniger Ressourcen aus, ohne dass es sich schlimm anfühlt?“ stelle sich in unserer Zeit einfach.

Doch bevor der Ernstfall eintritt, steht der Spaß im Vordergrund. Spaß

Es soll nicht bei kleinen bodenständigen Projekten bleiben, die sollen sich durch die ganze Stadt ziehen.

Diplom-Sozialwissenschaftler
Thomas Köhler

daran, seine eigene Umgebung lebendiger zu gestalten, seine eigenen Früchte zu essen und gemeinsam frische, grüne Oasen um sich herum zu schaffen. Transition Town organisiert den wandernden Kleingarten, wenn etwa eine Hausgemeinschaft oder WG Lust auf Kohlrabi & Co. vor der Haustür hat. Alles geschenkt: „Unsere Zentrale ist der Küchengarten Limmer, da wird auch vorgezogen.“ Wer zehn Kisten haben wolle – „das reicht dann schon für einen kleinen Garten“ –, dem bringen die Mitarbeiter oder die Ehrenamtlichen die kostbare Erde in Pflanzkästen – und eben auch auf Europaletten. Auf 40 bis 140 Leute,

angefangen von den Bürgerarbeiterkräften, treuen Ehrenamtlichen und sporadischen Freiluffern, kann Köhler bei den Projektplanungen zugreifen: „Den Wandergarten packen wir normalerweise zum Saisonende ein und schieben ihn woanders hin. Letztes Jahr hatten wir in Laatzen auf dem Marktplatz einen Wandergarten, der dann in der Albert-Schweitzer-Schule gelandet ist.“ Dort bleibe er nun dauerhaft. Ein Bürgergartenprojekt in Laatzen soll ebenfalls dauerhaft werden. „Der Wandergarten ist nur ein Appetithappen, damit die Leute Lust aufs Gärtnern kriegen.“

Das Ergebnis kann sich sehen lassen. Drei Wander-, vier Schulgärten, Kügäli und Pagalino (Palettengarten Linden-Nord) und eine Streuobstwiese in der Nordstadt sind es bisher in diesem Jahr, die TTH auf die Beine gestellt hat – doch dieses Wachstum stößt bei den Urban Gardenern naturgemäß nicht auf Kritik. „Es soll nicht bei kleinen bodenständigen Projekten bleiben, die sollen sich durch die ganze Stadt ziehen“, wünscht sich der 49-Jährige. Überall, wo neue Bauprojekte entständen, könnten die Gartenprojekte einbezogen werden. „Wir regen eine Grünflächenplanung mit erntebaren Landschaften an“, sagt der Wissenschaftler.

Das kommt bei den Verantwortlichen in der Stadt gut an. „Wir unterstützen das Urban Gardening“, betont Stadtsprecher Klaus Helmer. Was Thomas Köhler bestätigen kann: „Wir haben Ansprechpartner bei der Stadt, haben in den letzten drei Jahren durchaus atemberaubende Strukturen aufgebaut. Wir wissen, welche Erde wir brauchen, welche Kisten wir wohin transportieren – da haben sich Kompetenzen zusammengebraut.“ Die Leute wür-

den sich wundern, „wie schnell wir ihnen ganze Gärten vor die Haustür gestellt haben“.

Dann komme auch schleichend die Mentalitätsveränderung: „Wenn man bei uns mitmacht, kauft man nicht

mehr Billigeier oder Billigradieschen im Supermarkt. Der Respekt vor den Lebensmitteln wächst mit.“ Und damit ist der nächste Schritt zum Weltretten ja auch gar nicht mehr so schwer.

NPINTERVIEW

„Aus Vorhandenem etwas Neues, Schönes bauen“

VON PETRA RÜCKERL

Die Münchner Soziologin Christa Müller forscht zu nachhaltigen Lebensstilen und neuen Wohlstandsmodellen.

Was versteht man unter Urban Gardening?

Der Begriff meint junge, neue Formen des Gärtnerns in der Stadt. Dabei geht es nicht in erster Linie darum, Gemüse anzubauen. Gärtnern ist Medium für neue Formen der Kommunikation – unter anderem mit der Stadtverwaltung und -politik. Man will Alternativen zur globalisierten Nahrungsmittelproduktion ausprobieren. Man will Naturerfahrungsräume auch für Kinder eröffnen.

Wie ticken die Urban Gardener?

Initiiert werden die Projekte meist von ökologisch sensibilisierten jungen Leuten, oft Akademiker, auch Künstler, Leute aus der Kreativszene, großstädtische Bewohner, die sich die Stadt auf eine bestimmte Weise aneignen und sie auch umdefinieren wollen. Sie erheben durchaus einen Gestaltungs- und Mitgestaltungsanspruch. Anschließend tun sich dann viele, die etwa toll finden, dass mitten in der Stadt Kartoffeln angebaut werden. Für viele Migranten ist das sehr interessant. In den Gärten findet Begegnung statt, sonst bleiben die Milieus in einer Großstadt ja häufig unter sich.

Und die Gärten sehen recht ungewöhnlich aus ...

Ja. Es herrscht vielerorts eine Ästhetik, die nicht unbedingt den bürgerlichen Ordnungsvorstellungen entspricht. Die Gärten können zum Beispiel eine bretterbudenromantische Ästhetik haben, weil häufig recycelte Materialien eingesetzt werden. Es gibt Gärten, wie den Gemeinschaftsgarten in München, „o'pflanzt is!“ heißt er, die sind komplett aus Zivilisationsmüll aufgebaut. Man hat den Ehrgeiz, nicht noch mehr Ressourcen zu verbrauchen und zu konsumieren, sondern aus dem Vorhandenen etwas Neues, Kreatives, Schönes zu bauen. Das mög-

lichst mit den eigenen Händen und mit anderen zusammen.

Hört sich so an, als würden sich etwa auch viele Veganer bei Ihnen wohlfühlen.

Es sind Veganer dabei, aber es gibt kein veganes Regime. Konsens ist, dass in den meisten Gärten keine in Massentierhaltung produzierten Würstchen gegrillt werden. Ein achtsamer Umgang mit Tieren ist wichtig. In vielen Gärten werden aber auch Bienen gehalten, die Pflanzen müssen schließlich bestäubt werden.

Welche Städte sind Hochburgen des Urban Gardening?

Ein erster Stelle Berlin, das liegt auch an den vielen Freiflächen. Dann München, die Stadtverwaltung hat durchaus Sympathien für bäuerliche Aktivitäten. Köln war lange Nachzügler und zieht jetzt nach, in Hamburg, Leipzig und in Hannover gibt es große Projekte.

Wie sollten Städte das unterstützen?

Benötigt werden Flächen mit möglichst niedrigem Pachtzins. Freie Flächen sollten möglichst nicht mehr zugebaut werden. In der Zukunft geht es zugleich auch um den sukzessiven Rückbau des motorisierten Individualverkehrs.

Sie sprechen von Projekten. Kann ich nicht einfach sogenannte „Seed Bombs“, also Blumenamen-Bomben, werfen?

Beim Guerilla Gardening will man ein Zeichen für die Stadtverwaltung setzen, dass auch zubetonierte Flächen begrünt werden können.

Manche Privatbesitzer finden es aber nicht so lustig, wenn jemand eine „Seed Bomb“ in ihren Vorgärten oder auf ihre privaten Parkplätze wirft ... In Vorgärten werden keine „Seed Bombs“ geworfen. Bei zubetonierten Parkplätzen wird allerdings die Vorstellung von Eigentum durchaus in Frage gestellt. Nicht in Form einer aggressiven Enteignung, sondern in Form der Sensibilisierung für alternative Nutzungen.



MIT LIEBE: Tanja Kötting gießt die Pflanzen für die Wandergärten. Fotos (3): Wilde

Prinzessinnengärten in Berlin locken Touristen an

VON JOHANNA DI BLASI

BERLIN. Wie bei Schrebergärten ist auch beim Urban Gardening Selbstversorgung ein wichtiges Motiv. Private Beete gibt es keine, dafür Beet-Patenschaften. Gemeinschaftliche Stadtgärten existieren unter anderem in Hamburg („Gartendeck“), Köln („NeuLand“) und Leipzig („Annalinde“). Der Trend kommt aus den USA. New York und Detroit sind Hochburgen für Urban Gardening oder Urban Agriculture.

Im Vergleich mit traditionellen Ökojüngern sind moderne Großstadtgärtner abenteuerlustiger. Sie ziehen Bio-Karotten gern mal in aufgeschütteten Milch-Tetra-Paks und Kartoffeln in Reissäcken. Und wenn Immobilien-„Cowboys“ anrücken, werden die innerstädtischen Pflanzenreserven eben umgesiedelt.

In Deutschland wurde der erste urbane Gemeinschaftsgarten Mitte der 1990er Jahre in Göttingen eingerichtet. Die wohl bekannteste mobile Brachflächenbegrünung ist aber der Prinzessinnengarten in Berlin. In

dem 2009 an der Kreuzung Prinzen- und Prinzessinnenstraße im Stadtteil Kreuzberg angelegten, transportablen Nachbarschaftsgarten hat im Frühjahr bereits die fünfte Gartensaison begonnen.

Die Garten-Gründer, Historiker Marco Clausen und Ex-Filmemacher Robert Shaw, beide Mitte dreißig, wirken mit ihren Bärten und Schiebermützen wie Szene-Hipster. Sie gründeten die gemeinnützige GmbH Nomadisch Grün als Betreibergesellschaft des Gartens.

Den Grund pachten die Prinzessinnengärtner, die ohne öffentliche Förderung auskommen, jeweils für ein Jahr von der Stadt. Nahe dem stark befahrenen Verkehrskreis am Moritzplatz siedeln inzwischen mehrere Bienenvölker, man findet unter anderem 16 Kartoffelsorten und 20 Thymianunterarten.

Im garteneigenen Café und Restaurant speisen während der Saison von April bis Oktober täglich um die 150 Leute. Bis zu 30 000 Besucher spazieren jährlich durch den Prinzessinnengarten, 1200 Menschen säen,

jäten oder betreuen die Bienen. Die zwei Initiatoren kommen nur selten zum Pflanzen und Jäten. Sie haben sich mit dem Garten einen Full-Time-Management-Job geschaffen. „Man stellt sich das roman-

tischer vor, als es ist. Wir haben vor allem Organisations- und Koordinationsaufgaben“, sagt Clausen und stellt etwas ernüchtert fest: „Der Garten wird sehr gerne vorge-

zeigt, zuverlässige politische Unterstützung aber haben wir nicht.“ Die Stadtgärtner wissen: Wenn die Immobilienbranche mit Millionen winkt, müssen sie ihre Pflanztröge unter den Arm nehmen.

Der Prinzessinnengarten mit seinem mobilen Beetsystem ist inzwischen aber zu einem faszinierend komplexen ökologisch-sozialen Experiment geworden. Studenten und Künstler verwirklichen hier Projekte, und Kindergartenkinder lernen, dass Kompost kein Dreck ist. Ausländische Delegationen werden an Tomatenrispen und Kartoffeln in Bäckerkörben vorbeigeführt, und Migranten finden ausgerechnet im mobilen Garten, wo Pflanzen sozusagen limitierte Aufenthaltsberechtigung haben, etwas Bodenhaftung.

Im vergangenen Jahr stand das Gartenprojekt gefährlich auf der Kippe. Doch eine Petition mit 30 000 Unterschriften brachte die Behörden zum Umdenken. Die Prinzessinnengärtner hegen jetzt Hoffnungen, ihr urbanes Biotop langfristig sichern zu können.

GEFRAGT: Die Prinzessinnengärten in Berlin ziehen sogar Touristen an.

